

Stilles Fest in Bremen.

Dem Andenken Paula Beder-Modersohns.
Von unserem Sonderberichterstatter.

Bremen, im Juni.

Wie in einem sich drehenden „Balder-Rad“, das wir als Kinder alle so sehr liebten, weil es in so verwegendem Sinne die tote Materie lebendig machte, ist alles wieder in mir rege. Nach der späten Ankunft der mitternächtlichen Markt mit dem fast überirdisch-gespenstigen Roland... Wie im Glanz des künstlichen Lichts nur um so phantastischer wirkende Formensülle des Alten Rathauses... Hildebrands eherner Bismard über dem Altar reitend — eine mahnende gigantische Vision aus Urzeiten... Der Dom, in harter, großer Silhouette auf dem Hintergrund des Nachthimmels sich emporredend... So oft und wann man das alles gesehen, man sieht und staunt...

Und wie war's, als der Morgen kam? Das gestliche Bremen feiert wieder ein Fest. Diesmal nächste Gegenwart mit einem Rückblick über ein Menschenalter. Es feiert ein geistiges Fest — ein intimes, friedvolles, geistiges Fest. Man ehrt eine Künstlerin, die, obgleich aus Dresden gebürtig, schließlich doch ganz im Lande der Niederdeutschen verwurzelt. Die Worpsweder Malerin Paula Beder-Modersohn.

Generalkonsul Dr. Roselius, schon lange bekannt als Hüter und Schützer des Andenkens der Malerin, ließ für die Werke, die er von ihr besitzt, in seiner lieben Böttcher-Strasse durch Professor Bernhard Hoetger, den Freund und Anreger der Modersohn, ein Haus bauen. Und dieses wurde geweiht...

Vor mir steht eine Photographie der Künstlerin. Eine Frau ausgangs der zwanziger Jahre, nicht schön, nicht häßlich, aber fast mütterlich-schlicht, den Blick seelenvoll ins Weite gerichtet. Der Kunstfreund weiß, seit ihre Briefe und Tagebuchblätter erschienen sind, daß sie eine Gottfucherin war. Eine Künstlerin, die die schönen Worte prägte „Arbeiten, arbeiten, arbeiten, damit man dem Schicksal nichts schuldig bleibt!“ eine solche Frau ist eine Gottfucherin. Sie hat ihren Gott im Menschen und in der Natur, ja sogar in den Dingen hat sie ihn gesucht. Wenn sie malte, war sie so andächtig und fromm, daß sie sich traumumfangen und nachwandlerisch in ihrem Tun verlor. Wie es eben bei jemand ist, der zur Kunst nicht aus Broterwerbsgründen kommt, sondern unter höherem Drang, aus zwingendem Schicksal.

Das Beste in ihrem Werk drängt sich auf eine Schaffenszeit von acht Jahren zusammen. Sie malt und malt, wie vom Furor besessen — ohne jede öffentliche Anerkennung. Ihr Mann (der Maler Modersohn), dann der Bildhauer Hoetger, den sie in Paris kennenlernt, und einige Freunde halten zu ihr. Was sie in der Malerei suchte, war: sie wollte über den Impressionismus hinauswachsen. „Die Stärke, mit der ein Gegenstand aufgefaßt wird, das ist die Schönheit in der Kunst.“ Und ein andermal sagt sie: „Der große Stil der Form verlangt auch einen großen Stil der Farbe.“ So kommt es, daß ihr an den Worpsweder Bauern schließlich nur „die große biblische Einfachheit“ auffällt. Lauter Wahrheiten, die vor fünfundsiebzig Jahren, als sie ausgesprochen und in die Lat umgesetzt wurden, völlig taube Ohren fanden...

In gewissem Sinne wiederholt sich hier zum erstenmal in einer Frau das Anselm-Feuerbach-Schicksal. Dies Hinübergeworfenwerden zwischen Kunst und Welt ist deshalb so erschütternd, weil die innere Reizbarkeit dieser Frau so unglaublich subtil ist. Sie will eine große Malerin werden, aber sie will auch so in der Familie aufgehen, daß sie eine Mustergattin wird. Sie wird von einem Extrem ins andere gejagt. Sie lacht, sie weint und sie glaubt, daß beides aus derselben göttlichen Quelle stammt. „Auf dem Klavier meines Nervenlebens wird fortwährend forte getrommelt“, schreibt sie einmal. „Ich weiß, ich werde nicht sehr lange leben. Aber ist das

denn traurig? Ist ein Fest schöner, weil es länger ist? Und mein Leben ist ein Fest, ein kurzes intensives Fest.“ Sie schenkt dann einem Mädchen das Leben und stirbt wirklich nach drei Wochen, 1907, in der Blüte der Jahre, 32jährig, am Herzschlag.

Beim Festakt, während der wirklich durchgeistigten und besetzten Reden, womit man die Tote wahrhaft fürstlich ehrte, wurde einem wirklich wehe ums Herz. Der Genius des Nachruhms saß in strahlendem Flügelglanz im Saal. Aber daneben war in nicht weniger deutlichem Umriß ein anderer Genius sichtbar, der sich zeitwillig auffallend vorbrängte, der trauernde Genius eines unerfüllten Lebens...

„Wenn die Modersohn den heutigen Tag erlebt hätte!“ hörte ich eine Dame voll Rührung hinter mir sagen: Dr. Roselius hatte eben in Erinnerung an die dahingegangene Mutter der Malerin die versammelten Festgäste gebeten, sich von den Plägen zu erheben. Sicher, es ist ein tragisches Schicksal, ungelannt oder gar verkannt der schönsten aller Welten Lebewohl sagen zu müssen. Aber in diesem Falle wollen wir uns darüber freuen, daß der künstlerische Schöpferwille sich wieder einmal in der Frau als solcher manifestiert hat. Denn der Stifter des Modersohn-Hauses hat recht, wenn er sagt: „In Paula Beder-Modersohn erwuchs die göttliche Inspiration zu einer Kraft, die den tastenden Verstand ganz ausschalten konnte und das reine Gefühl triumphieren ließ.“

Alfred Georg Hartmann.